

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 8 (1904-1905)
Heft: 2

Artikel: Allerlei Regen
Autor: Bretscher, Konrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662478>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Und ansehen werden dich die fremden Fögel auch dürfen“, keifte jetzt die Alte, „sie werden wohl manche wüßtere im Wagen haben.“ Etwas wie ein verkürrendes Donnern ließ sich vernehmen, in den Schienen war ein leises Summen und Surren und in den Weiden an der Bahnbiegung ein unheimliches Schnauben. Die Braut war brandrot geworden. Mit einemmale schoß sie auf die Barriere zu und riß aus Leibeskräften an der Schiebstange, sie gab nach, noch ein Ruck und der Weg war frei. Jetzt packte sie der Bahnwärter mit eiserner Faust am weißen Gewand und riß sie zurück, schlug aber selber an die Stange und taumelte über sie hinweg vorwärts — da schnob ein schwarzes, feuerspeiendes Ungeheuer vorbei, ein Donnern, ein gellender Pfiff und der unversehens herangebrauste Zug stand wie angeschraubt beim Wärterhäuschen. Am Bahnübergang aber gellte ein entsetzlicher Aufschrei in alle Himmel hinein. Dort kniete mit vorgestreckten Armen, die Anni, des Krämers Braut und sah mit Augen, in denen die Schrecken des jüngsten Tages flammten, auf das Bahngleise. Ein zeretzter Leib lag auf den Schienen und das weiße Kleid der Braut war mit unzähligen blutroten Sternchen bespritzt. Bewußtlos brach sie zusammen. Jetzt eilten Kondukteure herbei, warfen Kleidungsstücke auf den toten Bahnwärter Töni und schafften ihn nach dem Wärterhäuschen. Der Hochzeitszug kehrte gegen den Steinkastenhof zurück. Ein Büblein, das mit der Peitsche in der Hand, den Hochzeitszug neben dem Weg erwartet hatte, blieb allein am Bahnübergang stehen und schaute mit verwunderten Augen auf den großen Strauß dunkelblauer Vergißmeinnicht, der mitten an der Schiebstange an einem Schnürchen hing. Die Hochzeiterin soll der plötzliche Schrecken wahnsinnig gemacht haben. Wenigstens blieb sie bis in ihr hohes Alter in der vergitterten Guckauskammer des Steinkastenhauses eingeschlossen und oft, wenn drüben am nahen Steinbach ein Zug durch die Weiden und Erlen rasste, horchten die Reisenden verwundert auf, vom Steinmattenhof her kam ein weinerliches Singen:

„Han am ene Ort es Blüemli g'seh,
Es Blüemli rot und wuß.
Säll Blüemli g'sehni nümme meh,
Drum tuet es mir im Härz so weh —
Ach, mir im Härz so weh. . . .“

Allerlei Regen.

Von Dr. Konrad Bretscher, Zürich.

Der gemeine Mann nahm die geschicht alsobald ununtersucht an, als ein unmittelbares Göttliches Wunder, welcher dem armen Volk auf gleiche weise Brod aus dem Himmel gegeben habe, wie ehemals dem Volk Israel in der Wüste.

Anfangs, da man gemeint, es wär nur an einem Ort, und läge zuhauffen, vermutheten einige, es wäre Frucht, die auf den Schüttenen und Speichern verborben, und deswegen ausgeschüttet worden; andere, die vernommen, es wäre etwas zerstreut, glaubten, es wäre Frucht über Feld geführt worden, da die Säcke Riß gehabt, oder ausgegangen, und also die Frucht gleichsam gesänet worden. Es sind noch einige Muhtmassungen ergangen, die weniger wahrrscheinlichkeit gehabt, under denen diese chymische ist, weil die

Zeugung-Kraft aller Dingen in der Luft seye, so habe sich natürlicher Weise zugetragen, daß durch Zusammenstoffung der zu solcher Frucht nöthigen Theilgen diese Körner wirklich in der Luft gezeuget und getragen worden, bis sie sich endlich nicht mehr halten können, und herabfallen müssen. Das wahrscheinlichste ware, es habe ein Reiff die Saat gesenkt, und darauf ein starker Wind die loos gewordene unvollkommene und leichte Körner umhinetragen.

In mehrerem Nachsuchen befande sich, daß wo dergleichen etwas oben auf der Erde gelegen, das gleiche in dem Boden selbst finden lassen, und hat sich also völlig erheitert, daß es ein Gewächs, welches in der Erde gewachsen, und in vergangenem sehr warmen Monat Mey stark gewuchert hat, seitdeme aber vermittelst der Schwämmung der Erde durch lang anhaltende Regen sauber gewaschen worden, und also bloß gelegen. Das Kraut, welches bey der Wurzel dergleichen Vollen von verschiedener Figur, mehr oder minder, lang oder rund, in der Menge bekommt, wird in den Büchern Feigwarzenkraut genennet. Also ist die vermeinte Frucht ein hartes zur Speise gar undienliches Würzlein, und der Kornregen ein Traum zuseyn befunden worden.“

Der Verfasser kommt in seinen Beobachtungen der Wahrheit sehr nahe; was er nämlich gesehen, sind wohl weniger die Wurzelknollen als vielmehr die Brutknollen gewesen, welche dieses Pflänzchen — Scharbockskraut — nach dem Verblühen in seinen Blattwinkeln erzeugt. Sie fallen dann zu Boden, wo sie auswachsen. Das Kräutlein ist an Hecken, Waldrändern, an feuchten Stellen bei uns sehr häufig und jedermann durch seine zierlichen vielstrahligen „Tottergeelen, fast glizenden“ Blüten bekannt.

Ein Erklärungsversuch des Kornregens geht dahin, „ein Engel möchte aus den irdischen Saamenkörnern einen subtilen Kern oder Dunst herausziehen und droben in der Luft auf Gottes Befehl daraus ein Getreide formieren.“

Der Honigregen ist offenbar nichts anderes, als der so häufige Honigtau, der fast immer aus Excrementen der Blattläuse besteht.

Von Schwefelregen sei nur ein Fall aus unserer Gegend erwähnt, nämlich ein Indicium von dem Vermeinten Schwebel-Regen, welcher sich zu Zürich begeben, den 19. 29. Aprellen des 1677. Jahres. Donnerstags den 19. 29 Tag Aprilis, dieses lauffenden 1677. Jahres, hat sich abends nach der Sonnen Utergang zugetragen, daß mit etwas Blitzen und Donderen ein sanfter Regen sich allhier außgegossen; morgens des nächstfolgenden Tags, ist auf dem allhiefigen Zürich-See, in unterschiedlichen Bächen, Pfützen und Wasserghalteren emporgeschwommen, und gesehen worden eine gelblechte Materi, gleich den Subtilen Schwebel-Blumen, darauf das gemeine Geschrey alsobald erschallet, daß es ein Schwebel-Regen gewesen, und der Schwebel hin und her gesehen werde. Was nun dieses für ein Materi oder Zeug seye ist billich nachzuforschen. . . . Damit wir aber zu unserem Vorhaben schreiten, und erscheinen was es gewesen sey, so gestehen wir vorderst gern, beweisen es auch Geist- und Weltliche Historien, daß zu unterschiedlichen Zeiten Schwebel-Regen sich erzeugt, welche theils ihre übernatürliche Ursachen gehabt, und Gott der Herr die rauchlose Welt damit gestraft hat, als dann jener erschrockenliche Feuer- und Schwebel-Regen gewesen, der über Sodoma und Gomorra ergangen, theils etwann auch auß natürlichen Ursachen entstehen können; wie dann gemeldet wird, daß im Jahr 1558 den 10. Tag Mey, in der Graffschaft Mansfeld Schwebel geregnet, den man einzeln hin und wider gesehen und aufheben können: und daß Anno 1646 den 16. Tag Mey, ein so starker Plazregen sich zu Kopenhagen außgegossen habe, daß niemand durch die Statt habe wandlen können, mit einem solchen Schwefelichen Gestank, daß darvon der Luft erfüllet worden, und als das Wasser sich verlossen, habe man an unterschiedlichen Orten Schwebel-Pulver aufheben können. . . . Daß dieses aber ein Schwebel-Regen gewesen seye, der sich verschinnen allhier zugetragen, scheint der waarheit nicht ganz ähnlich seyn: Dann diejenige gelbe Materi, die sich oben auf dem See,

Bächen, Flüßen und Wasserghalteren schwimmend erzeugt, im geringsten nicht die Art und Eigenschaften des Schwebels gehabt, weder an geschmack noch geruch . . . Wir sagen demnach, daß diser gelbe Zeug nichts anders gewesen seye, als die bleich-gelbe Materi, die sich in den kleinen, jungen und Blut-rohten Zäpflein der Roht-Thannen oder Fichten-bäumen befindet, der sich gelbem Mehl vergleichet.

Dann erstlich ist gewiß, daß sich dieser Regen zugetragen eben zu der Zeit, da an den Roht-Thannen oder Fichtenbäumen die junge rohte Zäpflein (die sich in dem ersten anblick gänzlich den rohten Erdbeeren vergleichen) herfür kommen, und der reine gelblechte Zeug sich darinn befunden. Demnach so ist diser reine gelbe Zeug der beschaffenheit, daß er, so die Baum von dem Wind bewegt werden, auß den jungen Zäpflein, die von einander gingen, herauß fliegt. . . . Ist derowegen drittens dersfür zuhalten, daß, nachdem diser reine und subtile Zeug, sich in dem Luft aufgehalten und zerstreut gewesen, daß er eintweder mit in die Wolken eingewickelt worden, oder in dem herunder fallen des Regens, sich an die Tropfen angesetzt habe, zugleich auch auß der Luft hinunter gefallen, und hierauß diser vermeinte Schwebel-Regen entstanden seye . . . Danahen wann wir nachrechnen, was im Jahr 1653. den 9. 19. Mey sich allhier zugetragen, da sich selbiger zeit eben ein solches Zeug auf den Wasseren auch erzeugt, und mit dem Regen auß dem Luft hinunter gefallen, aber auch dazumalen für einen Schwebel-Regen außgeschrauen worden, so wird es sich befinden, daß sich derselbige auch in dem Frühling in einem Roht-Jahr begeben, und mit dieser Observation überein komt."

Gewiß hat der Verfasser richtig beobachtet; vielleicht sind auch blühende Föhren an der Erscheinung beteiligt gewesen, die in ihren männlichen Rätzchen ebenfalls eine Menge von Pollen zeitigen. Wir haben kaum mehr Gelegenheit, solche Wunder zu erleben, weil der Nadelwald sehr zurückgedrängt worden ist.

Fröschen- und Krötenregen aber haben namentlich die Gemüter erregt. Der schon erwähnte Cysatt fährt nach dem oben angegebenen Citat fort: „Solches alles, kompt mir collectori dises Büchleins, desto gläublicher für, weil ich selbst persöhnlich schon, eine grosse Anzahl Fröschen, auß den Wolcken fallen, welches sich ungefährlich umb das Jahr 1610 zugetragen, dann als zu Sommerszeit, eines Abends mein geliebter Großvatter, Remward Cysatt selig der älter, nach dem Nachteffen, zu dem Mußegg Thor hinaus, durch die Matten nieder gegen dem Wägißthor spazieren gieng, ich aber ihme damahlen, ein Bättbuch, nachtrug, fangt es unversehentlichen an Fröschen zu regnen, welche uns auff die Hüet unnd allenthalben umb uns her fielen, deren ein kleines Hündlin so mit uns geloffen, etlich ergriffen und mit ihnen gespielt, die so auff den Weg fielen, lagen als ob sie todt, die aber in das Gras fielen hopten dervon, sie waren gefarbet, als gewöhnlich die Fröschen, in den Rohren der Seen, aber mager und nur halb gewachsen, der Regen währet zwar nicht lang, da wir aber, zu dem Bherlin nechst bei dem Wägißthor, kommen fanden wir, ein grosse Menge diser Fröschen, also daß ich mein Lättag, ein solchen Hauffen nasser Pürsch, bey einanderen nie gesehen, muß aber ohne Zweifel, underhalb, vil stercker als oberhalb, geregnet haben.“ Bereits ist mitgeteilt, daß Cysat der Ansicht war, die Tiere könnten in den Wolken selbst entstehen. Wenn er bei diesem Erlebnis keine näheren Umstände, z. B. vom Wind, mitteilt, so mag dies davon herrühren, daß er es hier 50 Jahre nachher erzählt und er überhaupt in naturwissenschaftlichen Dingen nicht durchaus zuverlässig ist. Ein gewiegter Naturforscher, Kösel von Rosenhoff, „muß 1758 auch noch etwas von den so genannten Regenfröschen erinnern: Wir finden nämlich hin und wieder, daß die Alten geschrieben, es habe Frösche geregnet, oder daß aus dem Staub der Erde und den grossen Regentropffen, so gleich wann diese die Erde berühren, Frösche entstünden, und es giebt auch noch heut zu Tage viele, die dieser Meinung der alten Beyfall geben; ja als ich einmal spazieren gieng, und der unversehens einfallende Regen mich in den nahgelegenen Wald trieb, wo ich unter einer Buche Schutz suchte, fielen

mir etwas auf den Kopf, zu gleicher Zeit aber wurde ich gewahr, daß alles um mich herum von kleinen Fröschen wimmelte, und also wäre ich bald auf die Gedanken gekommen, es hätte selbige geregnet: als ich aber nachsah, ob mir denn wirklich solche Frösche auf den Kopf gefallen wären, fand ich auf meinem Hut ein dürres Reislein, und nachdem die Sonne bald wiederum eben so heiß als zuvor zu scheinen anfing, mich auch daher weiter in den Wald hinein lockte, erblickte ich noch immer mehrere Frösche; mit anhaltendem Sonnenschein verlohren sie sich aber wieder, so, daß als ich meinen Weg zurück nahm, kein einziger mehr zu sehen war. So sehr mich aber ihre Menge anfangs in Verwunderung gesetzt, so wenig konnte ich glauben, daß sie auf einmal wieder sollten verschwunden seyn: ich sah mich also mit Fleiß nach ihnen um, und da fand ich endlich, daß sie sich hin und wieder unter die Büsche und Sträucher, wie auch unter die Steine verborgen hatte. Diese Begebenheit gab mir aber Anlaß weiter nachzudenken, woher doch so viel kleine Frösche auf einmal mögten gekommen seyn, und nachdem ich endlich gefunden, daß selbige durch einen einfallenden Regen aus ihren Schlupfwinkeln herausgelockt worden: so habe ich der Meinung, daß es Frösche regnen könne, völlig abgesaget, und glaube nunmehr vollkommen mit Ray, daß wenn es Frösche regnen könne, auch ein Rälberregen möglich seye: denn ist es möglich, daß in der Luft ein Frosch wachse, warum sollten nicht auch andere Thiere in eben der Luftgegend erzeugt werden können? Wenn ich zuweilen diese meine Meinung anderen entdeckte, so verlachten sie mich, und behaupteten mit aller Dreistigkeit, daß sie mehr als einmal den Froschregen gesehen hätten; wenn ich aber dieselbe fragte, ob ihnen dann bey einem solchen Regen auch Frösche auf den Leib gefallen wären? so sagten sie entweder, daß sie sich dessen nicht mehr erinnerten, oder sie müßten gestehen, daß solches nicht geschehen; diejenigen aber welche behaupteten, sie hätten vor dem Thor zu eben der Zeit Frösche regnen sehen, da es auch in der Stadt geregnet, wußten mir auf meine Frage, warum denn in der Stadt keine Frösche wahrgenommen worden? keine Antwort zu geben. . .“ Ihre große Zahl erklärt er aus dem Umstande, daß ein einziges Weibchen 1000 und noch mehr Eier legen könne und daher „aus einem Weniger eine unzählige Menge junger Frösche herfürkriechen könne.“

Die ganze Angelegenheit solcher außerordentlicher und namentlich auch der Froschregen hat überhaupt zu jener Zeit die Gemüther viel und oft beschäftigt, und zwar das große Publikum offenbar noch mehr als die Kreise der Gelehrten.

Die Frage gab auch der Akademie zu Paris 1841 Anlaß zu eifrigen und langen Verhandlungen, in der die Ansicht des alten Redi (um 1700) als die richtige anerkannt wurde. Er meint nämlich nicht, daß die Frösche mit dem Regen auf den Boden gefallen, sondern zum Vorschein gekommen seyen, weil sie schon vorher in der Erde verborgen waren; die Feuchtigkeit habe sie dann veranlaßt, aus ihren Verstecken hervorkriechen. Doch lagen der Akademie auch Berichte von wirklich fallenden Kröten und Fröschen vor. So behauptete z. B. ein Herr Peltier, daß solche vom Dach auf das Pflaster und auf seine ausgestreckte Hand gefallen seyen; 1804 wurde Duparque von einer Flut kleiner Frösche überschüttet und er hält dafür, ein Wirbelwind habe sie mit dem Wasser aus einem Teiche emporgehoben; ein anderer Beobachter fieng solche in seinem Mastuch auf und sah, daß verschiedene noch im Larvenzustand sich befanden. Auch unser Landsmann Fatio sah in den 60er Jahren bei Regen kleine Kröten, bei Flüssen sogar noch geschwänzte Quappen in Unmassen zum Vorschein kamen, ohne deswegen in diesen Fällen von einem Regen sprechen zu wollen. Doch hält er dafür, daß mit Wasserhosen solche Wesen entführt und weiter getragen werden möchten. Wenn auch unmöglich mehr zu entscheiden sei, welche Rolle die Übertreibung und Einbildung an den Erzählungen der Altvordern gespielt haben, sicher ist, daß solche merkwürdige Regen in der neuesten Zeit sehr selten sich ereignen und darin liegt doch ein deutlicher Hinweis darauf, daß bei jenen

Meldungen Unkenntnis, Aberglaube und Wundersucht in hohem Grade beteiligt gewesen sind.

1696 soll sich in England während eines heftigen Ungewitters ein Fischregen ereignet haben, dessen Ursachen selbstverständlich wiederum in dem Winde gesucht werden mußten, wenn die Nachricht wirklich auf Wahrheit beruht.

Am 6. Juni 1869 endlich hat in Pennsylvanien ein Sturm kleine frische Schnecken, die an der atlantischen Küste häufig sind, in Massen landeinwärts getrieben und am 9. August 1902 fielen in Baderborn bei wolkenbruchartigem Regen Hunderte von Teichmuscheln auf das Pflaster, die aus mindestens 10 Kilometer Entfernung, dem nächst gelegenen Teiche, herkommen mußten. Eine Leistung, die man übrigens dem Winde ganz wohl zutrauen kann; reißen doch oft die Südstürme in den russischen Steppen den Boden mit Saaten und Rasen 18 cm tief auf und führen ihn meilenweit fort.

Als Beleg, wie sehr die phantastische Ausschmückung der Ereignisse wirksam war, zeigt ein Gerücht, das 1746 in der Schweiz viel von sich reden machte. Es handelte sich um nichts weniger als um einen Brotregen, denn man hatte in einem Bache Stücke Brotes mit dem Wasser fortreiben sehen. Weniger leichtgläubige Naturen forschten nach und brachten heraus, daß sie von Landstreichern in diesen geworfen worden waren.

Es wird zugegeben werden müssen, daß der hier besprochenen Frage in ihrem ganzen Umfange ein nur geringes naturgeschichtliches Interesse zukommt; sie ist veraltet und „aus Abschied und Traktanden gefallen.“ Dagegen beschäftigen wir uns doch gerne auch mit dem, was unsere Vorfahren bewegte; als kleine kulturhistorische Betrachtung möge der Aufsatz also aufgefaßt werden.

Seit jenem Liebeskuß . . .

Nach E. Pailleron von H. Thurow, Rüksliffon.

Seit jenem Liebeskuß, der es ins Leben weckte,
Will nun das Kind an deiner Mutterbrust,
Das gestern noch des Leibes Hülle deckte,
Dein Wesen trinken, schuldlos, unbewußt.

Es hat dein Blut — doch schneller fliegt's die Runde —
Hat deines Odems Blut, des Herzens Schlag:
Es will dich ganz, dein Aug' zu jeder Stunde
Und deiner Seele Opfer Tag um Tag.

In deiner Kraft, in deinem Sinn auf Erden
Geht's langsam auf; an seinem jungen Werden,
Dein Blick des eignen Daseins Kreislauf mißt.

Schöpf' deine Liebe aus; still' mühevoll sein Begehr!
Stirb, daß es leb' in dir — und frag' nicht mehr,
Ob un're Seele wohl unsterblich ist.